

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

Copyright 1914 by Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. Gesellige Formel für den Schutz des Inhalts in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dunkler, drohender zog sich das Unheilsgewölke zusammen über dem Rauhen Grund, und eines Tages kam das erste Wetterleuchten. Eine Zeitung draußen in Köln hatte die Notiz gebracht: Ein großer wirtschaftlicher Krach stände bevor im Rauhen Grund, wo demnächst die Taschperre eröffnet werden sollte. Neuschfelde, die neue Industriekolonie, die der bekannte Unternehmer Neusch aus dem Boden gestampft — eine allzu kühne Zukunftsspekulation — stände vor dem Zusammenbruch und mit ihr die Baugenossenschaft. Zahlreiche mittlere und kleinere Existenzen gerade würden davon in Mitleidenschaft gezogen und vielfach ruiniert werden. Ja, es hieß aber auch, daß nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Die Seele der ganzen Gründung, eben jener Unternehmer Hermann Neusch, dürfte einer gerichtlichen Untersuchung wegen betrügerischen Bankrotts entgegensehen.

Schmil zuckte dies Wetterleuchten über das Land hin. Allenthalben sah man bestürzte, tief erschrockene Gesichter. Von allen Seiten kamen die Leute nach Ködlig geeilt, zu den Geschäftsräumen der Genossenschaft. Aber sie waren geschlossen. Da brach es los. Ein Sturm, ein Rasen der Empörung: Schwindel — Lug und Trug alles! Und verloren sein bischen schwer erworbenes Geld! Am Bettelstab so mancher, der sein Alter hatte bequem und sorglos gestalten wollen durch die Beteiligung bei dem Neuschschen Unternehmen. Ah — wenn man ihn nur hier gehabt hätte, den Glenden, der ihnen mit großsprecherischer Miene das Geld aus der Tasche geholt — er sollte es ihnen büßen! Aber er hatte sich rechtzeitig davongemacht mit seinem Raub. Wer wußte, wo er jetzt prägte mit ihren sauer verdienten Groschen!

Auch nach Christiansglück war die Stunde gedrungen. Nicht überraschend für Bertisch. Er war von der Landesbank in Köln schon längst gewarnt worden. Mit Neusch stände es faul — oberfaul, aber es berührte ihn ja nicht. Er hatte weder geschäftlich noch persönlich mit der Gründung Neuschs etwas zu tun. Um so verwunderter war er daher, als man ihm zu später Abendstunde in seinem Hause plötzlich noch einen Besuch meldete — Hermann Neusch. Er ließ ihn schließlich vor, aber ganz kühlste Zurückhaltung. Stehend empfangend und fertigte er ihn ab, der mit verstärkter Miene hereinkam.

„Sie wünschen?“

„Herr Bertisch!“ Und Hermann Neusch, äußerlich noch immer der Mann des schweren Geldes mit seiner übertriebenen Eleganz, trat näher. Nervös erregt. „Ich komme

zu Ihnen in momentaner Notlage. Sie dürften schon gehört haben —“

„Allerdings, ich bin unterrichtet von Ihrem Ruin.“

„Bitte — so steht es doch nicht. Eben nur eine Krise, wie sie jedes Unternehmen einmal durchmachen kann. Es kommt nur darauf an, daß wir durchkommen. Und darum eben —“

„Pardon, da wenden Sie sich an die falsche Adresse. Ich bin doch kein Geldmann.“

„Aber Sie genießen das unbegrenzte Vertrauen der Landesbank. Wenn Sie den Herren dort die Sache nahelegen wollten! Unsere Interessen gehen doch Hand in Hand, wir —“

Eine kalte Bewegung der Abwehr.

„Wenn ich wirklich das Vertrauen der Bank in dem Maße besäße, wie Sie annehmen, so hieße es dieses auf's schwerste mißbrauchen, wollte ich eine Unterstützung Ihres Unternehmens anempfehlen.“

„Herr Bertisch?“

„Beliebt?“

„Was berechtigt Sie zu diesem Ton mir gegenüber? Haben Sie nicht genau so gewagt wie ich? Nur daß Sie eben mehr Glück hatten!“

„Da ist wohl auch sonst noch ein kleiner Unterschied. Wenn ich wagte, geschah es um der Sache willen, nicht für mich. Sie aber riskierten, um sich die Tasche zu füllen.“

„Sie sind gefühllos und undankbar. Denken Sie doch daran, daß Sie schließlich meinem Vater Ihren ganzen Erfolg verdanken! Ich weiß es von ihm selber.“

„Auch das ist falsch. Ich habe Ihrem Vater nichts zu danken. Auch er suchte seinen Vorteil. Allerdings war er ein nüchternere Rechner als Sie.“

Neusch machte eine heftige Gebärde.

„Also Sie lehnen jede Hilfe ab?“

„Jede.“

„Dann drücken Sie mir den Revolver in die Hand.“

Ein Achselzucken. Da stürzte Hermann Neusch verzweifelt aus dem Zimmer.

Auch in das stille Haus drunten im Unterdorf, wo die Neusch-Mutter nun bei ihrem Bruder, dem pensionierten Bergverwalter Manskopf wohnte, war die dunkle Stunde gedrungen. Eine Nachbarin hatte es geschwätzig der Blinden hinterbracht, was man sich erzählte von ihrem Enkel, dem Neusch-Hannes. Aber in dem alten, wellen Gesicht hatte sich kein Nerv bewegt. Gelassen, ja mit einem abweisenden Stolz, hatte die Neusch-Mutter nur erwidert:

„Laßt die Leute schwätzen, was sie wollen. Es wird so manches geredet. Und eines Menschen ehrlicher Name ist schneller in den Schmutz gezogen als wieder reingewaschen. Warten Sie's ab, was daran ist.“

Aber dann war sie ins Haus gegangen. Dort saß sie nun allein für sich, den ganzen Nachmittag, mit tiefem Kummer in dem alten, müden Antlitz, bis der Abend einbrach. Raft war es schon Nachtzeit, da wachte es plötzlich

leise am Fensterladen draußen. Sie fuhr erschreckt auf aus ihrem trüben Sinnen und tastete sich zum Fenster. Leise öffnete sie, von einem dunklen Ahnen befallen.

„Wer ist da, noch so spät?“

„Ich, Großmutter — der Mannes.“ Eine Flüsterstimme antwortete es, in höchster Erregung. „Laß mich ein. Nur schnell.“

Der alten Frau zitterten die Hände. Als ob ihm schon die Verfolger auf den Fersen wären, klang das. Aber sie raffte sich auf.

„Ja, ich komme.“

Und sie fand sich hinaus auf den Flur und entriegelte die Haustür. Ungestüm drängte sich etwas an ihr vorüber, der Kiegel wurde wieder vorgeschoben, dann ein heftiges Aufatmen. Mehr ein Keuchen schon wie ein geheftes Wild.

„Mannes, was ist geschehen?“

„Nicht hier — drinnen, Großmutter!“

Immer noch stieß er es hervor, in scheuem Flüsterton, dann zog sie seine Hand mit sich fort, wieder ins Zimmer hinein. Sie hörte ihn den noch offenen Laden schließen, und nun erst kamen die Schritte des Enkels zu ihr.

„Großmutter — ich bin verloren, wenn du mir nicht hilfst!“

Und plötzlich traf ein Schluchzen an ihr Ohr, ein furchtbares, stöhnendes Schluchzen aus verzweifelter Mannesbrust. Der Laut weckte in dem alten Herzen längst verschollene Erinnerungen an die Zeiten, wo der, der vor ihr stand als ein mit schwerer Schuld Beladener, noch ein unschuldiges Kind war, ihre ganze Freude und Lebenshoffnung. Wie oft hatte da die kleine Brust in ihrem kindlichen Leid sich nicht auch so schluchzend Trost und Rat geholt bei der alten Großmutter? Da suchten die welken Finger nach seiner Hand.

„Mannes — was kann ich tun für dich?“

„Gib mir Geld, Großmutter, daß ich fort kann. Außer Landes. Denn, wenn ich hierbleibe, wenn sie mich fassen —!“

Wieder dieses krampfartige Aufschluchzen, das so schrecklich durch das stille Gemach schütterte.

Schweigend erhob sich die alte Frau, tastete sich zum Nachttisch, zur Schublade und kam wieder.

„Hier — nimm den Schlüssel. Dort im Sekretär, gleich oben, liegt, was ich mir erspart hab'. Es ist nicht viel, aber es langt wohl, daß du fortkommst — und noch einmal ein neues Leben anfängst.“

„Großmutter!“

Wild preßten sich ein paar feuchtkalte Hände um die ihren, aber plötzlich ließen sie ab, wie in einem jähen Erschrecken.

„Was ist dir?“

„Still! Hörst du nichts?“

Beide hielten sie den Atem an, und nun vernahm es auch die Blinde: Schritte draußen, fest und drohend, und jetzt ein scharfes Bohren an der Haustür.

„Aufgemacht! Im Namen des Geiezes!“

„Zu spät — der Gendarm!“ Zusammenbrechend sank Herrmann Neusch auf den nächsten Stuhl.

Wieder das Bohren, dröhnender, fordernder. Da richtete sich die Blinde hoch auf. Ihre Hand suchte das Haupt des Enkels.

„Trag's wie ein Mann. Und vergiß das eine nicht: Jede Schuld läßt sich sühnen!“

Dann ging sie zur Haustür und öffnete selber dem Häfcher.

Im Dunkel der Nacht wurde der Sohn des reichen Neusch-Mannes fortgeführt, seinen Richtern entgegen. In dem wieder stillen Hause aber falteten sich ein paar Hände, noch müder als sonst, und welke Lippen sprachen leise:

„Nun kann ich nur noch für dich beten, Mannes!“

*

Der Neusch-Mannes im Gefängnis, als ein Bankrotteur und Schwindler! Tagelang sprach man von nichts anderem im rauhen Grund. Und ein wildes Frohlocken ging um bei allen denen, die es mit Pastor Burgmann hielten. War es nicht gekommen, wie er es so oft vorausgesagt? Ein Ende mit Schreden hatte die neue Herrlichkeit genommen. Wer wußte, ob man nicht auch bald der andere an die Reihe kam? Und mancher Blick flog hinaus zu den ragenden Effen von Christiansglück, zu dem prächtigen, villenähnlichen Gebäude, in dem Bertsch wohnte, jetzt nun schon Jahr und Tag.

Auch in das Adlige Haus drunter im Grunde war die aufregende Kunde gedrungen und hatte die Stille auf-

gestört, die dort über dem düsteren Gemäuer lastete, seitdem sie den alten Herrn an einem strahlenden Herbsttag hinausgetragen hatten zur letzten Ruhe, in die Familiengruft der Grundt neben dem Ködiger Gotteshause. Eke zwar hatte die Nachricht ohne tieferes Empfinden hingenommen. Was ging sie dieser Mensch an, den sie da in Haft genommen? Mochte er mit sich und seinen Richtern abmachen, was er verschuldet. Nur die armen Leute taten ihr leid, die ihm allzu vertrauensvoll zum Opfer gefallen waren, und sie beschloß, die Not zu lindern, soweit das in ihren Kräften stand. Jetzt, wo sie nach des Oheims Tode Miterrbin des ansehnlichen Familienbesitzes geworden war, konnte sie ja dem Triebe ihres Herzens folgen in solchen Dingen — ungehindert. Und dieses Bewußtsein trug zum ersten Male wieder einen lichteren Schein in ihr Leben, das sonst grau vor ihr lag.

Jenes Hoffen, das sich noch einmal in ihr hatte regen wollen, im eigenen Hause Wärme zu verbreiten, hatte sie aufgegeben, seit dem Fehlschlag des ersten Versuchs. Ihr Stolz setzte sich keiner zweiten Ablehnung mehr aus, und ihr Gatte tat ihr seinerseits keinen Schritt entgegen. Sie nahm es hin ohne Vorwurf. Vielmehr mit dem klaren Bewußtsein: sie selber trug die Schuld daran. Lange genug hatte er ja um sie geworben, still und zart; aber sie hatte sich ihm verschlossen. Nun war es eben zu spät.

In diesem Bewußtsein ertrug sie auch noch anderes. Eines Tages war ihr ein Brief zugegangen. Von einer anonymen Schreiberin. Darin stand, daß die häufigen Fahrten ihres Mannes nach Köln einen andern Grund hätten als seine angeblichen Geschäfte. Sie möchte auf ihrer Hut sein. Ihr Mann habe eine Geliebte in Köln.

Tief erblaßt war Eke im ersten Augenblick. Also das war es: Bei einer andern suchte Eberhard, was er nicht gefunden im eigenen Hause. Und ihre erhebende Hand griff nach dem Schreiben. In sein Zimmer wollte sie es legen, ihm auf den Tisch. Schweigend, ohne ein Wort. Daß er es fand, wenn er wiedertam von seinem heimlichen Wege.

Aber schon an der Schwelle kehrte sie um. Reim — und ihr Stolz kam ihr wieder. Wollte sie auf eine Verleumdung hin glauben und beurteilen, die feige im Dunkeln schlich?

(Fortsetzung folgt.)

Der Troll.

Von Franz Reinhold Benz.

Wie ich ihn kennen lernte? Wir kamen als ein Trupp von etwa 2 Duzend Freiwilligen zur Kaserne und warteten auf den Feldnebel. Zwei Stunden mochten wir schon die architektonischen Reize einer völlig leblosen Gebädefront bewundert haben, als die Batterie mit Gesang vom Exerzierplatz zurückkehrte. Sie marschierte bis zum Appellhof, wo auch wir standen, und durfte abtreten. Wir standen und warteten, warteten und standen.

Da kam ein kleiner Kanonier vorbei mit ein paar vorlauten Stielaugen und einem ganz purigen kleinen Räschen. Der blieb vor uns stehen und sagte so scheinbar ganz für sich in die Gegend hinein:

Die Hälfte seines Lebens
Steht der Soldat vergebens.“

Wir lachten, und er ging weiter. Dann wurde es Mittag. Man hatte uns einen Schnaps verschafft und zum ersten Male die Kaserne „schmeden“ lassen. Nun standen wir wieder und warteten, was aus uns werden solle. Ich mußte schon, daß die Kontregarde, in der die Batterie lag, achtunddreißig Fenster hatte, daß siebendundneunzig Papierschnitzel auf dem Dose lagen, daß diese beiden Zahlen miteinander multipliziert die Zahl dreitausendsechshundertsechsendachtzig ergaben, die mir besonders dadurch merkwürdig erschien, daß ihre Quersumme dreißig beträgt, was mit der Zahl der wartenden Kriegsfreiwilligen übereinstimmte. Eben suchte ich mir über den inneren, nicht mathematischen Zusammenhang dieses merkwürdigen Ergebnisses Klar zu werden, da sah ich ein paar vorlaute Stielaugen auf mich gerichtet, und eine lächerliche salbungsvolle Stimme predigte:

Drei Viertel seines Lebens
Steht der Soldat vergebens.“

Aus unserm Lachen lochte diesmal schon eine stille Wut. Der Kanonier mit den Stielaugen mußte sie herausgehört haben, denn er machte sich schleunigst davon.

Die Batterie rückte zum Nachmittagsdienst aus, die Batterie kam vom Nachmittagsdienst zurück. Wir standen und warteten, wir warteten und standen. Ich hatte schon zweiundzwanzig Lebensläufe angehört, hatte mir in Gedanken die fünfundsiebenzig Staaten des Deutschen Reiches, die Provinzen Preußens mit ihren Regierungsbezirken und die Genealogie des preußischen Herrscherhauses zusammengesucht, woraus man allein schon schließen kann,

welche Zeit verstrichen sein mußte, bis ich das alles wieder beisammen hatte, als zum dritten Male die Stielaugen auftauchten und diesmal im Tonfall der aufreizendsten Ironie die Worte erlönten:

„Neun Zehntel seines Lebens
Steht der Soldat vergebens.“

Da hielt es der baumstarke Deutsch-Russe Kowalski nicht mehr aus. Er sprang auf die Spottdroffel zu und schrie:

„Mensch, wenn du noch einmal kommst, ich haue dich zu Knochenmehl.“

Der Kanonier hatte sich aber geschickt unter dem ausholenden Arme durchgeduckt und Kowalski kam durch seine eigene Wucht zu Fall. Der Kanonier aber dozerte aus sicherer Entfernung:

„Erstens kommt es zweitens anders,
Drittens als man viertens denkt.“

Es war gut, daß uns in diesem Augenblick der Feldwebel anrief, wir hätten uns alleamt auf den Burschen geworfen und ihn gelüchelt.

Wir wurden auf die Stuben verteilt. Kowalski und ich wir blieben beisammen. Wen treffen wir aber auf Stube 11, wo wir unterkommen sollten? Die Spottdroffel. Wir erfuhren auch ihren Namen: Troll. Anders konnte der Mensch ja gar nicht heißen, waren doch sogar seine Augenbrauen an der Nasenwurzel zusammengewachsen, was ein Geburtsmal der Trolle ist.

Troll war schon einer von den „alten Deuten“ und trieb daher mit uns, den „Sämmeln“, jeglichen Schabernack. Schon am gleichen Abend fand ich zwischen Strohsack und Zudecke einen Pfahlerstein. Am andern Morgen waren meine Kermel zugenäht und Kowalskis Schuhe gestickt voller Papier.

Bis mittag bekamen wir ihn nicht mehr zu sehen, denn er mußte zum Exerzierplatz und wir, die neuen, wurden eingekleidet. Ich bekam das schäbige Zeug, das die völlig entleerte Kammer bisher noch nicht hatte loswerden können, und für den Riesen Kowalski waren nur wenige passende Stücke aufzutreiben, aber keine ganze Montur.

Zum Unglück war am gleichen Nachmittag eine Besichtigung angelegt, zu der alle Mannschaften ohne Ausnahme erscheinen sollten. So mußte Kowalski zum Gespött der Menschheit in seinen Bodstiefeln mit himmelblauen Strümpfen, einer Militärdrillschleuse, seinem Frackrod, über den Koppel und Seitengewehr geschmaltt waren und einer Feldmütze, als Behauptung, erscheinen.

Das aber nur nebenher. Für Kowalski wurde sofort das Fehlende beschafft. Wanderbare neue Stiefel brachte er von der Kammer. Als er sie nachher anziehen wollte, hatte sie der Troll bis obenhin mit Wasser gefüllt.

In den nächsten Tagen ging das so fort. Der Dienst war austretend, daher war für mittags eine Stunde Betruhe befohlen. Als der Unteroffizier „Ausziehen“ rief, war Kowalski ans Bettgefiel angebanden und ich wußte überhaupt nicht, ob es Tag oder Nacht war, denn der Troll hatte meine Brille, die ich versehentlich auf meiner Nase gelassen, mit Gewehrfett eingeschmiert.

Es war nicht mehr auszuhalten, der Troll versauerte uns das ganze Leben. Wer es war ihm nichts anzuhaben. Geschicht wie ein Affe wich er jedem tätlichen Angriff aus, auf einen Schabernack fiel er nicht herein und jedes Schimpfen entwarfnete er durch sein verbattertes Gesicht, was er dazu machte, oder durch einen Wis. Sogar der Unteroffizier war machtlos gegen ihn.

Bei einer Instruktion auf der Stube vertrock er sich hinter den aufgeschapelten Strohsäcken und bewarf uns mit Papierkugeln, bis es der Unteroffizier merkte. Er rief ihn vor und fuhr ihn an. Da nahm der Kerl die Haden zusammen und sagte: „Herr Unteroffizier haben eben noch gesagt, in der Nähe des Feindes muß der Soldat vor allem für Deckung gegen Sicht sorgen.“

Unser Unteroffizier war kein Menschenfresser und ließ ihm die Antwort hingehen, stellte ihn nur vor uns hin, gab ihm das Instruktionbuch und befahl ihm vorzulesen.

Der Troll las, las mit dem ernstesten Gesicht, aber mit so echt pastoraler Phrasierung der einzelnen Sätze, mit einem so widerständig salbungsvollen Vortrag der nüchternen Instruktionenregeln, daß wir uns vor unterdrücktem Lachen die Zunge blutig bisen.

Immerhin, so viel wir über den Troll lachen mußten, so wünschten wir ihm doch eine ordentliche Lektion. Die glaubten wir bekommen, als eines Tages Unteroffizier Schmidt, ein nicht allzu-großes Geistesklumen, auf unsere Bude stieg und den Troll ganz jämmerlich anhaupte, weil er ihn nicht gegrüßt habe.

Neun Minuten lang ließ der Troll ihn anstoßen, stand da, in starrer militärischer Haltung, machte das verbatterte Gesicht von der Welt und mir in seinen vorlauten Stielaugen lag ein gutmütiger Spott.

Endlich, als Unteroffizier Schmidt sich im allgemeinen ausgetobt hatte, wandte er sich im besonderen an Troll:

„Mensch, wie kommen Sie dazu, mich nicht zu grüßen?“

„Habe Herrn Unteroffizier nicht gesehen,“ versicherte Troll in vollem Ernste.

„Mensch, Sie lügen. Ich bin dicht an Ihnen vorbeigegangen.“

„Verzeihung; Herr Unteroffizier sind jedenfalls rechts von

mir vorbeigegangen, auf dem rechten Auge bin ich aber stark kurzsichtig.“

Unteroffizier Schmidt stukt einen Augenblick, dann aber sagt er:

„Ja, das ist etwas anderes. Das nächste Mal gehen Sie mit dem linken Auge an mir vorbei.“

Sollte da ein Mensch ernst bleiben können? Wir plachten alle aus. Unteroffizier Schmidt merkte, daß er eine Dummheit gemacht, sagte nur noch:

„Ich werde sorgen, daß Sie eine Stunde Nachexerzieren bekommen“ und macht sich davon.

Trolls oberster Grundsatz hieß:

„Wer es kann, und sich nicht drückt,
Der ist verrückt, der ist verrückt.“

Infolgedessen verkündete er sofort laut und vernehmlich, daß er diese Stunde Nachexerzieren nicht mitmache.

Und er machte sie nicht mit. Wie er das aber fertig brachte, das ist ein Kunststück für sich.

Anderen Tages wurden beim Appell die Namen derer verlesen, die nach dem Dienste die Stunde nachexerzieren sollten. Troll war dabei.

Am gleichen Morgen hatte sich die Sohle meines rechten Stiefels an der Seite etwas abgelöst. Das war mir eine willkommenen Gelegenheit, sie auf Kammer gegen ein Paar neue umzutauschen. Aber der Kammerunteroffizier hatte anscheinend Kassenjammer, denn er warf mich mißsamt den Stiefeln zur Tür hinaus.

Ich treffe Troll und klage ihm mein Leid, damit seine Findigkeit Abhilfe schaffe.

„Mensch, gib mir deine Stiefel her, heut mittag hast du neue. Inzwischen kannst du die meinen anziehen.“

Ich wußte nicht, wie Troll mir die neuen Stiefel verschaffen wollte, aber ich ließ ihn gewähren.

Nach dem nächsten Exerzieren blieb Troll mit den andern Sträflingen zurück. Die Sonne brannte, es war ein heißer Tag.

„Troll, heut lernst du schwitzen,“ dachte ich, als ich beim Abrücken sah, wie die Zurückbleibenden „gezwiebelt“ wurden: Links aufmarschiert, marsch marsch. Rechts aufmarschiert, marsch marsch. Links aufmarschiert, marsch marsch.

Wir waren noch kaum auf unseren Stuben, wer kommt da über den Hof? — Troll.

Mit einem verschmitzten Schmunzeln im Gesicht, das die Stielaugen bis über die Nasenwurzel vortreibt, kommt er angezottelt. Den rechten Fuß hebt er immer sehr hoch und setzt ihn, mit einem kleinen schnellen Rud nach rückwärts, wieder zu Boden. Die ganze Sohle hängt herab, und er wußt sie jedesmal mit diesem Rud vorzuschlagen, damit er überhaupt auftreten kann.

„Hab ich nicht gesagt, daß ich das Nachexerzieren nicht mitmache?“ lacht er. „Ich habe mir einfach die Sohle heruntergetreten.“

So kam der Troll am Nachexerzieren vorbei und ich zu einem Paar neuer Stiefel, denn nun wurden die in doppelter Form „abgetretenen“ sofort auf Kammer umgetauscht.

Drei Tage später wurde ein Transport angefordert, und der Troll kam ins Feld.

Ich bin meinem Schicksal gram, die Streiche nicht miterlebt zu haben, die er erst da draußen geliefert haben wird.

Vermischtes.

* Aus dem Pferdelazarett. Nicht nur den Menschen, sondern auch ihrer treuen und viel geplagten Gefährten, der Pferde, nimmt sich die moderne Kriegsheilkunde im Falle der Verwundung treulich an. Natürlich kann im Kriege nicht für alle kranken Pferde gesorgt werden; so mancher brave Gaul muß schweren Herzens liegen gelassen, mancher andere muß von seinen Leiden durch eine Kugel erlöst werden. In Betracht kommen für das Pferdelazarett diejenigen Pferde, die nach einem Gefecht gefangen oder geimden werden, sowie solche, die besörderungsfähig sind und bei denen die Hoffnung auf eine Wiederherstellung besteht. In den Pferdelazareten befinden sich nach dem „Sportjournal“ mehrere hundert, zuweilen selbst 1000 bis 2000 Pferde und viel Kraft und Arbeit wird daran gesetzt, sie wieder felddienstfähig zu machen. Mit welchem Erfolge, beweist die Tatsache, daß im Durchschnitt etwa 70 bis 75 p. der eingelieferten Pferde in wenigen Wochen das Lazarett wieder als geheilt verlassen können. Sehr oft, z. B. wenn es sich um die Entfernung einer Kugel oder eines Granatsplitters handelt, sind operative Eingriffe nötig. In der Regel heilen derartige Wunden so rasch, daß es durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, wenn ein solches Tier bereits nach einigen Tagen wieder einem Truppenteile zugeteilt werden kann. Aber selbst in Fällen, wo die Pferde von Granatsplittern förmlich zerfleischt worden sind, brauchen die Tiere zu ihrer Wiederherstellung meist nur kurze Zeit. Langwieriger sind dagegen im allgemeinen die Fälle, wo es sich um Ueberanstrengungen und Entbehrungen handelt. Da hat man viel Tiere, die so entkräftet sind, daß sie sich kaum auf den Beinen halten können und die ständig am ganzen Körper zittern. Viele sind nur noch Haut und Knochen, ganz gleich, ob es sich um einen schweren Kaltblüter, einen Hannoveraner oder Ostpreußen handelt — sie sehen alle gleich erbarmungswürdig aus. Am meisten trägt zu ihrem Zustand der Mangel an Wasser bei; sie bekommen Fieber

und magern zusehends ab. Eine andere Klasse bilden die Patienten, bei denen es sich um Druckstellen, hervorgerufen durch Sattel und Geschirre handelt und deren Rücken und Flanken viele eiterige Wunden aufweisen. Als Heilmittel werden in den Pferde-lazaretten Ernährungskur, Licht- und Luftbäder verordnet. Ruhe und gutes Futter spielen dabei natürlich die Hauptrolle. Die Tiere sind in gut erwärmten und durchlüfteten Ställen untergebracht und erholen sich dann bei sorgfamer Pflege sehr rasch. Gutes Futter und Wasser wirken da manchmal Wunder; man hat Fälle gehabt, daß körperlich völlig zusammengebrochene Pferde in etwa 14 Tagen bis 150 Pfund an Körpergewicht zunahmen.

Büchertisch.

— Steins Geschichte des Weltkrieges. Die beste Kriegsgeschichte für Jung und Alt mit 20 Kunstafeln unserer Heerführer, zum Teil in Farbendruck. In Prachtband gebunden M. 4.—. Verlag von Hermann Montanus, Siegen. — Der bekannte Herausgeber des so erfolgreichen dreibändigen Kriegsbildwerkes „Um Vaterland und Freiheit“ entbietet der deutschen Jugend und dem deutschen Volke rechtzeitig die vollstimmlichste Geschichte des Weltkrieges. Einen besonderen Reiz enthält das Werk durch die Wiedergabe zahlreicher Feldpostbriefe, die dem Verfasser von allen Seiten, vorzugsweise von jungen Streitern zugegangen sind und die Stimmungen und Gesinnungen dieser Tapferen aufs trefflichste festhalten. Der Oberbefehlshaber der 10. Armee, Czjellenz v. Eichhorn, nahm die Widmung des Werkes an; unsere ersten Feldherren, von Bülow, von Mackensen, von Klud, von Heeringen, von Beselet, von Mudra, von Emmich und von François gaben dem Kriegsbuche tiefempfundene Geleitworte mit auf den Weg.

— Fritz Müller. Fröhliches aus dem Krieg. Mit zahlreichem Bildschmuck von Ludwig Verwald. Auf Federleichtpapier gedruckt. („Der Eichenkranz“ Band 1). In vornehmem Geschenkband M. 1.50. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großsiffl. — Dieser Krieg gehört zum größten, was über unsere Erde ging. Und jede echte Größe war noch stets durchhärtet von Humor. Ob der Verfasser nun schildert, warum die Rußen nicht gefehen hat, oder uns den ersten Ausgang eines Verwundeten mit seiner Krankenschwester miterleben läßt, ob er uns zu der Urgroßmutter führt, die 21 Urenkel im Felde stehen hat — immer erwärmt er uns das Herz, zeigt uns, wie groß dieser Krieg vom deutschen Volke getragen wird — und läßt uns zuweilen herzlich lachen, wie in der Erzählung „Wenn...“, in der ein echter Münchener aus dem Volke schildert, wie alles anders gekommen wäre, wenn der König Ludwig II. von den Schonauer Bauern im Schlosse Schwannstein bewacht worden wäre, statt nach Schloß Berg überführt zu werden. Ludwig Verwald hat das Buch mit prächtigen Zeichnungen versehen.

— Spemanns Kunst-Kalender, der sich in kunstliebenden Kreisen freundlichste Sympathien erworben hat, erschien soeben für 1916 (Spemann, Stuttgart, 2 M.). Neben den alten Meistern bringt der mit Geschmack und Sorgfalt redigierte Kalender zahlreiche Reproduktionen von Werken lebender Künstler.

— Emanuel Crespels Reisen in Kanada und Schiffbruch bei der Rückkehr nach Frankreich. So lautet der Titel des 25. Bändchens der von W. Diehl herausgegebenen Hessischen Volksbücher. Der Held desselben war ein Onkel des bekannten Rats Crespel, des Freundes Goethes, welcher in Durbach sich anbaute und dort starb, und dessen Namen noch heute dort genannt wird und durch Dr. A. Röschens Veröffentlichungen neu aufgeführt worden ist. Und daraus hat R. Effelborn das Recht hergeleitet, die Briefe des Peters Emanuel Crespel an seinen Bruder in Frankfurt in neuer, glatter Uebersetzung aus dem Französischen in den Hessischen Volksbüchern erscheinen zu lassen. Und der Inhalt des Buches rechtfertigt vollumfänglich die sonst etwas gewagt erscheinende Verknüpfung. Denn hier werden uns so abenteuerlich-schaurige Ereignisse in schöner Sprache und hehrlicher Weise erzählt, daß sie sich würdig den Robinsonaden anreihen und Phantasie und Gemüt mit unwiderstehlicher Kraft paden. Monatelang hausen die unglücklichen Schiffbrüchigen auf einer öden Insel in Schnee und Eis, im Kampf gegen Kälte und Hunger ihr Leben von wärtlichen geretteten Vorräten leistend, mit Mut und Gottvertrauen um ihre Existenz ringend. Von 54 kommen schließlich nur 6 mit dem Leben davon, von Indianern gerettet. Dies der kurze Umriss des auf etwa 100 Seiten Erzählten, das erschütternd und doch wieder befreiend wirkt, weil über die Größe der Leiden die Seelengröße und Glaubensstärke der Leidenden triumphiert, vorzüglich gewekt und gehärtet durch Peter Emanuel Crespel. — Eine Einleitung, die auch über den Ursprung der Familie Crespel (Nordfrankreich) Auskunft gibt, und Anmerkungen am Schluß machen das Büchlein besonders wertvoll, durch dessen Herausgabe sich R. Effelborn wirklich ein Verdienst erworben hat, so daß die bedeutungsvolle Nr. 25 der Hessischen Volksbücher damit einen würdigen Inhalt bekommen hat. Der Preis ist außerordentlich niedrig: 70 Pfg. für das ungebundene, 1 M. für das

gebundene Exemplar. Zu beziehen von dem Herausgeber, Prof. D. Dr. W. Diehl zu Friedberg, der gern auch Abonnements auf die Hessischen Volksbücher zu 3 M. das Jahr entgegennimmt. Druck und Ausstattung sind, wie wir's an den Hessischen Volksbüchern, um die uns manche Landtschaft beneidet, die aber bei uns scheint immer noch nicht die rechte Würdigung gefunden haben, nicht anders gewöhnt sind, sehr gut. Das Buch ist mit Kupfsteinen von Mathilde Sittmann geschnitten, deren erste ein Bild des Vaters E. Crespel nach einem alten Stich gibt, deren letzte das Haus des Rats Crespel in Durbach darstellt, das jetzige Gräßliche Stift.

Interessant ist der im Nachwort des Herausgebers der Sammlung, Prof. D. Dr. Diehl, gegebene Rückblick auf die ersten 25 Bändchen. Danach umfassen diese insgesamt 2959 Seiten, haben 27 063 M. Herstellungskosten verursacht und sind in 32 007 Exemplaren abgesetzt worden, wovon ein volles Viertel-tausend unsern Feldgrauen im Felde und in den Lazaretten zugekommen ist. Diese Zahlen zeigen, daß bei der Auswahl der behandelten Stoffe guter Blick und geschickte Hand dafür gesorgt haben, die Sammlung zu wahren Volksbüchern zu machen und daß des Herausgebers Hoffnung, auch das Erscheinen des 50. Bandes zu erleben, kaum trügerisch sein wird.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Auch hier möchten wir, wie in der letzten Mitglieder-versammlung, auf die Miesmuschel aufmerksam machen. Sie ist nahrhaft und wohlschmeckend und bietet an fleischfreien Tagen einen willkommenen Ersatz für Fleisch. So z. B. „gedämpfte Muscheln“, die wie folgt zubereitet werden.

Die gereinigten und gewässerten Muscheln werden mit einigen zerhackten Zwiebeln und einer Prise Pfeffer ohne Wasser in einem zugedeckten Topf auf ein lebhaftes Feuer gesetzt. Der Topf darf nur etwas über die Hälfte gefüllt sein, da die Muscheln sich öffnen und dann mehr Platz einnehmen. Während des Dämpfens schüttelt man den Inhalt des Topfes häufig tüchtig um. Wenn alle Muscheln sich geöffnet haben, nimmt man sie mit einem Schaumlöffel heraus, tut etwas gehackte Petersilie darüber und ist sie aus der Schale.

Wochenküchenzettel.

- Sonntag: Tomatensuppe mit Reis, Schmorbraten mit Rosenlohl und Kartoffeln, Buiding von Buidingmilch.
- Montag: Gerstenflorensuppe, Fleischklöße und Kartoffelbrei.
- Dienstag: Gemüsesuppe, Kartoffelknödeln mit Tomaten-tunke, Reis mit Nessel.
- Mittwoch: Kartoffelsuppe, Krautwürstchen oder gefülltes Kraut mit Salzkartoffeln.
- Donnerstag: Grünkernsuppe, Sauerkraut mit Kartoffelbrei und Leberklöße.
- Freitag: Fleischbrühsuppe, Kartoffelklöße von gekochten Kartoffeln mit gekochtem Obst.
- Samstag: Fleischbrühsuppe mit Gerste, Rindfleisch und Kartoffelgemüse.

Backwerk.

Ruhsakaroni: 2 Eiweiß, 125 Gramm Butterzucker, 125 Gramm Haselnüsse, 1 Messerlöffel Zimmt. Die zu Schnee geschlagenen Eiweiß werden mit dem geriebenen Butterzucker und Zimmt ¼ Stunde gerührt. 2 Eßlöffel dieser Masse läßt man zurück und vermischt das übrige mit den geriebenen Haselnüssen. Man formt Kugeln, legt sie auf ein eingefeitetes Blech und gibt auf jede Kugel etwas von der zurückgelassenen Masse. Die Sakronen werden bei schwacher Hitze mehr getrocknet wie gebacken.

Scherzrätsel.

Nach keine ein Haustier mit glatten Fell,
Das ist wohl gar manchem im Wege.
Wenn's schlummert, da ist's ein gar lieber Gesell,
Da scheint es so sanft und so träge.

Ein grünlcher Rauchen ist seine Wehr
Und kirchertlich sind seine Zähne.
Trotzdem wird's genockt, nun ergrimmet es sehr,
Nun zeigt sich das Lamm als Hyäne.

Ich glaube, vom Zahnweh gepeinigt wird
Das arme Geschöpf, denn unpföhllich,
Wenn jemand ihm unanft die Dauer berührt,
Da heult es oft ganz entsehllich.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Strom, Stroch.